

Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik 2017 | Laudatio

von Norbert Gstrein

Preisverleihung am 23.03.2017 auf der Leipziger Buchmesse

Sehnsucht und Entsetzen

Andreas Breitensteins osteuropäischer Blick der Genauigkeit

Es gibt bei Ryscard Kapuściński eine Stelle, wo er über die Gründe seiner lebenslangen Beschäftigung mit den Menschen und Problemen der Dritten Welt nachdenkt und zum Schluss findet, dass es vielleicht auch damit zu tun hatte, dass er aus einem armen Teil Europas stammte. Man kann bei ihm lesen, wie er Mitte der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts bei seiner ersten Auslandsreise im Anflug auf Rom die Lichter der Stadt auftauchen sieht und wie er tatsächlich von der Welt des Lichts spricht, in die er zum ersten Mal kommt, und sagt: „Ich reiste in den Westen, und man hatte mir eingebleut, ich müsse den Westen fürchten wie das Feuer der Hölle.“ Ich will die Parallelen und Gegensätze nicht überstrapazieren, weder die Parallele des Vorurteils, das es natürlich auch – und gleichlautend – gegen den Osten gegeben hat, noch den Gegensatz, was die (vermeintlichen) Lichtverhältnisse betrifft, der Osten als die Welt der Dunkelheit, vielleicht sogar als die Welt der Finsternis, aber bemerkenswert scheint mir schon, dass ausgerechnet ein Kritiker aus dem reichsten und von den politischen Katastrophen des vergangenen Jahrhunderts am meisten verschonten Teil Europas uns deutschsprachigen Lesern die Literatur aus diesem anderen, geschundenen Teil seit nunmehr fast dreißig Jahren am luzidesten nahebringt. Ich stelle mir vor, wie das gewesen sein muss, in Andreas Breitensteins Anfängen, gewissermaßen aus dem Flugzeug zu springen oder vielleicht auch gestoßen zu werden und mit nicht viel mehr Vorwissen, als ihm ein Germanistikstudium und die frühen Jahre als Leser gebracht haben, Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre in dieser Gegend zu landen, irgendwo in der Vojvodina, zwischen Novi Sad und Budapest, vielleicht in Subotica, dem Geburtsort von Danilo Kiš.

Noch einmal Kapuściński: „Alle wissen wir von allem nur wenig.“ Wie also anfangen in einer Region mit dieser Geschichte und zu einer Zeit, in der gerade die falschen Gewissheiten des Kalten Krieges endgültig zerbröckeln und die damit verbundenen intellektuellen Gemütlichkeiten sich auflösen und es auf jugoslawischem Gebiet obendrein bald wieder einen heißen Krieg geben wird? Was man von Beginn an sehen kann, wenn man die Kritiken von Andreas Breitenstein noch einmal liest: Unerschrockenheit und Haltung, Neugier und schnell auch Kenntnis, und dass da einer ist, der es sich nicht leicht machen will und vielleicht sogar stellvertretend – aber stellvertretend für wen? – etwas – aber was? – auf sich nimmt. Während in Deutschland und Österreich noch weithin versucht wird, die Vergangenheit zu bewältigen, macht sich ausgerechnet ein Schweizer auf den Weg, die nicht bewältigbare Vergangenheit (die in dieser Region auch eine deutsche und doppelt österreichische Vergangenheit ist) an der Hand großer Lehrmeister wie Imre Kertész, Aleksandar Tišma oder Danilo Kiš auf das Inkommensurable hin zu erforschen. Dass das damals durchaus mit einem Risiko verbunden war, kann man sich vorstellen, insbesondere wenn einer von Anfang an neben die Verbrechen des Nationalsozialismus unbeirrt und unbeirrbar die zweite politische Katastrophe des vergangenen Jahrhunderts rückt, den Stalinismus und seine traurigen Ausläufer im Realsozialismus. Man muss es ein Glück für die osteuropäische Literatur nennen – und auch für die anderen Literaturen, über die er mit diesem Blick geschrieben hat, den ich den osteuropäischen Blick nennen will –, dass sie diesen Fürsprecher gefunden haben, und ich vermute, dass es umgekehrt auch ein Glück für Andreas Breitenstein war und ist, durch die Literatur Osteuropas mit anderen Augen in die Welt, auf die Menschen und auf das Menschenmögliche, im Guten wie im Schlechten, zu schauen.

Ich habe mich bei seinen Kritiken immer gefragt, woher diese Mischung kommt, Entsetzen und Sehnsucht, aus dem Entsetzen geborene Sehnsucht vielleicht, Sehnsucht nach dem Gewicht der Welt, Sehnsucht nach dem Gewicht der Worte, die das Gewicht der Welt nicht tragen können, aber ihm wenigstens zu entsprechen versuchen. Natürlich lässt sich das Entsetzen in der Realität verankern, aber es ist auch ein metaphysisches Entsetzen – und die daraus erwachsende Sehnsucht – über das, was Andreas Breitenstein in seiner Auseinandersetzung mit den essayistischen Arbeiten von Danilo Kiš den Triumph und die Niederlage des poetischen Tiers genannt hat. Die Niederlage ist klar, man muss die Geschichten nur zu Ende erzählen. Aber worin besteht der Triumph? In der unentwegten Suche nach einer Form, die die Niederlage weniger schmerzhaft macht. Moralisches Engagement verwandelt sich so nicht in sogenannte engagierte Literatur, sondern findet sich in ästhetischer Radikalität, weg von jedem Versuch einer wohlfeilen Sinngebung zu einer Schulung im Nichtverstehen, die man aushalten muss. „Selbstverständlich bin ich mir bewusst, dass der Bruch zwischen Leben und Schreiben nicht zu überwinden ist“, sagt Aleksandar Tišma im Gespräch mit Andreas Breitenstein. „Aber ich könnte nicht schreiben, ohne das Gefühl, es dennoch irgendwie schaffen zu können.“

Dieser Bruch ist es auch, ihm nahe zu kommen und der damit verbundenen unauflösbaren Paradoxie, was jedes kritische Schreiben antreiben sollte und was Andreas Breitensteins Schreiben in besonderem Maß antreibt. Zwei Dutzend und zwei Buchstaben, mehr sind es nicht, dazu der verwegene Anspruch von Autoren, daraus nicht nur Literatur, sondern Leben zu machen, und die heikle Aufgabe des Kritikers ist es, zu erklären, warum es in der Regel misslingt und warum es im Ausnahmefall paradoxerweise und gegen alle Erwartungen dann doch gelungen scheint. Man kann bei Andreas Breitenstein viel über die Wechselwirkung lernen, die es über diesen Bruch hinweg gibt. Er schreibt über die notwendige Kannibalisierung des Lebens durch die Kunst, er schreibt über den zutiefst unmenschlichen Kern im Zentrum des Werks gerade der menschlichsten Autoren, weil es durch einen Verrat am Leben entstanden ist, er schreibt – ich zitiere aus seiner Besprechung von David Albaharis „Tagelanger Schneefall“ – über „das Exil, in dem ein jeder Dichter zwischen Welthunger und Daseinsekel seine Traumspur zieht“. Herauskommt eine deutliche Verschiebung des Koordinatensystems, Raum und Zeit nicht ganz im Einklang mit dem Raum-Zeit-Kontinuum der Realität, und so sind die Berichte von seinen Lektüren immer auch Reisen in diese andere, in der Wahrnehmung leicht verschobene Welt. Wenn einer die Literatur als genuinen Ausdruck der Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit als solcher ernst nimmt, muss in seine Suche an den Rand der Welt oder vielleicht sogar aus der Welt hinaustreiben und wird er seine Mitstreiter oder Gesinnungsgenossen am ehesten unter denen finden, die Andreas Breitenstein in seiner Besprechung von Tomas Espedals Gehen "Pilger ohne Gott" genannt hat. Der Osten, um noch einmal darauf zurückzukommen, in Andrzej Stasiuks Buch Osten, über das Andreas Breitenstein natürlich auch geschrieben hat, ist auch ein metaphysischer Osten, dem manchmal der Wunsch eingeschrieben scheint, die Erde würde sich unter hypermodernen Bedingungen am Ende vielleicht nicht gerade als Scheibe herausstellen – soweit geht weder die Nostalgie noch die Verweigerung von Rationalität –, aber doch als etwas anderes denn als die Kugel, die sie ist. Dann bestünde vielleicht Hoffnung, dass sich nicht auch noch der letzte Rest Osten irgendwo weit hinter dem Horizont, wahrscheinlich in einem China aus 100 Prozent Plastik, lautlos und geschmeidig in den Westen hineinrundet und es wirklich keine Alternative mehr gibt zu seinem bis zur letzten Lebens- oder Sterbenszuckung durchglobalisierten und durchkapitalisierten Glück.

„Wenn ich die Wahl habe zwischen dem Nichts und dem Schmerz, dann wähle ich den Schmerz“, lautet ein berühmtes Zitat von William Faulkner und könnte gleichzeitig als Motto über vielen der Autoren stehen, für die Andreas Breitenstein sich in seiner Arbeit als Kritiker entschieden hat, und natürlich auch über Andreas Breitensteins eigenem Schreiben. Unmöglich kann ich alle nennen, die seine Zuwendung erfahren haben – nur ein paar noch: Per Olov Enquist, Per Petterson, László Krasznahorkai, Lojze Kovačič, Miljenko Jergović –, aber es ist gewiss kein Zufall, dass er sich als einer der allerersten, wenn nicht überhaupt der erste Kritiker im deutschsprachigen Raum, eingehend auch schon mit den frühen Büchern von Roberto Bolaño auseinandergesetzt und dessen Bedeutung

erkannt hat, bevor sein Name in aller Munde war. Ein Charakteristikum von Bolaños Werk ist, dass er ins Zentrum seiner aberwitzigen Erzählungen geradezu mit Besessenheit immer wieder Schriftsteller und, ja, auch Literaturkritiker und sogar – *horribile dictu* – Germanisten setzt und sie den Kampf gegen die Windmühlen und den Kampf gegen das Nichts aufnehmen oder sie sich rettungslos ins Nichts verstricken lässt. Es sind Wesen, die „eine Parallelexistenz zwischen Leben und Literatur führen und sich darin verlieren“, schreibt Andreas Breitenstein in seiner Besprechung des Monumentalromans 2066, und ich füge hinzu, Wesen, die genau deswegen am ehesten über den Bruch hin- und herzuwechseln vermögen, der sich zwischen Leben und Schreiben auftut, und die deswegen doch interessanter sind, als sie mit ihren Schreibexistenzen auf den ersten Blick erscheinen mögen.

Erspart bleibt einem aber nicht die Frage, was das alles soll. In Roberto Bolaños Roman Chilenisches Nachtstück geht der berühmte Literaturkritiker und Poet Sebastián Urrutia Lacroix, der sich ein Leben lang jede Parteinahme versagt und sich damit zu leichtfertig auf der richtigen Seite wähnt, in der Stunde seines Todes mit sich selbst ins Gericht. Ich zitiere Andreas Breitenstein, zuerst ihn selbst und dann, wie er Roberto Bolaño zitiert: „Unter dem blitzdurchzuckten Himmel Santiagos wird ihm klar, dass die Literatur nur Staub und Schatten ist. Sie vermag 'das Vergehen der Zeit, das Knirschen der Jahre, den Absturz der Illusionen, das tödliche Zerschneiden allen Strebens und Trachtens' nicht aufzuhalten.“ Dazu meine kleine Stimme: Trotzdem, trotzdem, trotzdem ... Selbst wenn der Autor nur an dem Stein herummeißeln sollte, den der Kritiker dann als wahrer Sisyphos der Literatur den Berg hinaufwälzt. Man kann sowohl das eine als auch das andere, an dem Stein herummeißeln oder ihn den Berg hinaufwälzen, so oder so tun, mit mehr oder weniger Grazie, mit mehr oder weniger Haltung, und selbst wenn der Stein des Sisyphos, mit Imre Kertész gesprochen, sich nur als Kieselstein herausstellen sollte, kann man immer noch, die Hände in den Hosentaschen, den Berg hinaufgehen und schauen, was es dort für eine Aussicht gibt.

Unter Literaturliebhabern kommt man leider immer noch damit durch, über die exakten Wissenschaften die Nase zu rümpfen und sich im Zweifelsfall über sie zu erheben, aber ich meine es als Kompliment, wenn ich sage, die Arbeit und Herangehensweise von Andreas Breitenstein, seine Genauigkeit und Skrupulosität, erinnern mich an meine Freunde aus einem früheren Leben, die Mathematiker waren. Manchmal, wenn ich dieser Tage nicht weiterweiß, mit meinem Schreiben und vielleicht auch sonst, sehe ich mir auf Youtube Vorlesungen von Martin Hairer an, dem großen, in der Schweiz aufgewachsenen Mathematiker mit Tiroler Wurzeln, und obwohl ich leider viel zu wenig davon verstehe, hat die Klarheit seiner Ausführungen eine immens beruhigende Wirkung auf mich, lässt mich denken, solange es Leute gibt, die mit dieser Passion und mit diesem Sachverstand in ihrem Fach arbeiten, bleibt der Weltuntergang gegen allen Anschein aufgeschoben. Er hat in seinen Arbeiten unter anderem zu erklären versucht, was beim Verbrennen eines Blatts Papier passiert, und entgegen aller Vorurteile unserer mitunter im Leeren schwurbelnden Feingeister bilde ich mir nicht nur ein, sondern bin ich sicher, er verstehe damit vom schriftstellerischen Prozess eine ganze Menge, mehr womöglich, als Sie in vielen Poetikvorlesungen erfahren können. Das Verbrennen eines Blatts Papier ist nicht unbedingt die erste Metapher, die einem für das Schreiben einfällt, aber auch nicht die schlechteste, es ist jedenfalls ein scheinbar unkontrollierbarer Vorgang, den Martin Hairer mit seinen Differentialgleichungen mathematisch zu kontrollieren vermag. Für mich hat das mit der Arbeit eines Kritikers mehr zu tun als das so verständnisvolle Einfühlen, dem manchmal gerade der Verstand fehlt, oder die Tränen, die es in der Kritik auch und womöglich immer mehr gibt, die in ihrer Undurchdachtheit manchmal direkt neben einer erstaunlichen Brutalität des Rechthabens um jeden Preis angesiedelt sind und die zwar im Schlager nicht lügen, aber nicht zum kritischen Handwerk gehören. Ich behaupte nicht, dass Mathematiker die besseren Menschen seien, aber sie wissen über die Gesetze der Logik Bescheid, und es sollte ihnen schwerer fallen, diese zu hintergehen, weil sie ein ausgeprägteres Sensorium für wahr oder falsch haben. Auch in diesem Sinn ist Andreas Breitenstein ein Mathematiker für mich, und was für einer. Muss ich noch sagen, dass ich seinem Urteil traue und dass es außer ihm höchstens drei, eher zwei andere deutschsprachige Kritiker gibt, die mich regelmäßig dazu bringen, in eine Buchhandlung zu gehen?

Wenn ich im Augenblick einen literaturkritischen Wunsch an Andreas Breitenstein formulieren könnte, dann wünschte ich mir, dass er den nach fünfzig Jahren gerade erst auf Deutsch erschienenen, über zweitausend Seiten starken Roman „Die Fahnen“ des kroatischen Jahrhundertchriftstellers Miroslav Krleža bespricht und mir mit seinem Hintergrund, seinem Wissen und seinem Sachverstand erklärt, warum ich wahrscheinlich nicht umhinkommen werde, ihn dann selbst zu lesen.

Danilo Kiš gibt jungen Schriftstellern eine Liste von Ratschlägen, die man alle beherzigen sollte. „Sei unzufrieden mit deinem Los, denn nur Dummköpfe sind zufrieden“, ist einer, „Sei nicht unzufrieden mit deinem Los, denn du bist ein Auserkorener“, ein anderer. Ein dritter lautet: „Tu dich mit niemandem zusammen, der Schriftsteller ist auf sich allein gestellt.“ Es ist ganz klar, wie sein Rat, das Verhältnis zwischen Autor und Kritiker betreffend, lauten muss, aber ich erlaube mir, für diesen schönen Anlass ein bisschen weniger kategorisch zu sein und ihn zu modifizieren: „Ein Schriftsteller sollte nicht viele Freunde unter den Literaturkritikern haben, denn natürlich sind sie sein Verderben – aber einen kann er sich an guten Tagen erlauben.“

© Norbert Gstrein, 2017